

Erinnerungen von Cilly Aust, geb. Keller

aufgezeichnet nach einem Interview mit Susanne Weitbrecht

in Tübingen am 06. Februar 2004

1. Schulzeit im Dritten Reich

Ich habe nicht viele Erinnerungen. Ich weiß nur, was ich einem Kollegen – auch Geschichtslehrer – geschrieben habe, als er auf dem Gang, so im Gespräch, sagte: "Ja, selbstverständlich hat Ihre Generation eine Kollektivschuld, denn schließlich waren Sie alle Mitläufer. Wenn Sie auch nicht aktiv dabei waren, so sind Sie doch mitgelaufen. Sie haben nichts dagegen getan. Und meine Eltern haben das auch eingesehen. Die finden also auch, dass Ihre Generation Schuld hat an dem Ganzen." Daraufhin habe ich ihm dann einen langen Brief geschrieben:

In meiner Klasse war eine BDM-Führerin, mit der ich mich unterhalten habe. Ich war in einer katholischen Jugendgruppe, die war an sich verboten, aber wir hatten da einen Geistlichen, der uns ab und zu die Messe hielt. Wenn wir irgendwo ein Treffen hatten, dann kam der also dazu, aber sonst machten wir unseren Kram ganz alleine. Dieser Geistliche hatte eine Art wie der Schweick im ersten Weltkrieg: Irgendwie sich durchmogeln. Und das war auf uns übergegangen. Jedenfalls glaube ich das von mir. Denn ich habe manche Dinge getan, deretwegen ich mich, nein, ich kann nicht sagen, dass ich mich schämen müsste, aber ich weiß, was mich damals bewogen hat, so zu handeln, und auch, was mir Kummer gemacht hat.

Aber erst mal zurück zu meinem Empfinden als Schülerin. Nun war ich in einer katholischen Privatschule. Und diese Schule musste schließen. Ich habe erst später erfahren, warum. Nicht, weil wir als katholische Schule sowieso suspekt waren, das war gar nicht der Hauptgrund. Sondern im gleichen Stadtteil – das war der Süden Breslaus, ich stamme aus Breslau – da hatte man die Jüdinnen, ich glaube noch nicht die Halbjüdinnen, das kann ich nicht mehr sagen, alle aus der Schule rausgeworfen, und jetzt brauchten die von der Schulbehörde neue Schülerinnen. Sonst hätten sie Lehrer entlassen müssen und das wollten sie nicht. Deshalb haben sie

gesagt: „Wir brauchen hier das Südlyzeum nicht, und wenn Sie unbedingt weitermachen wollen, dann können Sie am anderen Ende der Stadt die Schule wieder aufmachen.“ Das hat unsere Schule versucht. Zwei Jahre lang. Aber das gelang natürlich nicht, trotz aller Mühe. Das Kollegium musste die Klassen zu Ende führen, die noch Abitur machen durften. Ich habe 1937 Abitur gemacht, das war nicht das vorletzte, sondern das drittletzte, 1939 war das letzte Abitur an unserer Schule. Wir durften also noch fertig machen. Alle anderen, die noch in den niedrigeren Klassen waren, mussten die Schule gleich wechseln. Das Kollegium musste von einer Stunde zur nächsten oder übernächsten in den anderen Stadtteil. Das war die eine Sache. Die andere: die Unsicherheit. Wer schickt denn sein Kind in eine Schule, die aufgeben muss. Denn dass die katholische Kirche den Nazis nicht gerade freundlich gesinnt war, das war deutlich. Jedenfalls hat das Misstrauen viele Eltern abgehalten.

Darüber habe ich mich natürlich mit Klassenkameradinnen unterhalten, und gerade mit der, die BDM-Führerin war. Ich habe meine Bedenken oder meine Meinung vorgebracht, und sie sagte: „Gibt es irgendwo eine Regierung, wo alle Leute mit dem einverstanden sind, was die Regierenden machen? Jede Regierung macht ihre Fehler, und was man alles den Nazis nachsagt, was meinst du, was da auch an Gräuel-Propaganda dabei ist.“ Also schon vor dem Krieg. So haben es die Nazis dargestellt: Dass man sie scheinbar beobachtet, weil sie die Arbeitslosigkeit weggebracht haben zum großen Teil, und dass sie die Autobahnen gebaut haben. Jetzt sagte man, das musste jeder doch wissen, dass das für den Krieg gewesen ist. Wer hat uns das denn gesagt? Die vielleicht, die BBC gehört haben oder sonst jemand. Also ich jedenfalls habe das vorher nicht gehört, dass die Autobahnen für den Krieg waren. Wir hatten damals kein Radio. Kurzum, es sind überall Unvollkommenheiten. Und was sie mit den Juden machten, war das damals schon? Aber ja natürlich, die andere Schule hatte ja die Judenkinder rausgeworfen. Aber ich wusste bis zuletzt nicht, ich glaube, ich habe es erst, nachdem ich von Breslau weg war, erfahren, dass wir eine Halbjüdin in der Klasse hatten. Ich weiß nur etwas von meinem Mann, wir waren damals nicht verlobt, aber wir kannten uns schon, und diese Sache hat er mir auch erst nachher erzählt. Er ist 1936 zu seinem Hals-Nasen-Ohrenarzt gegangen, weil er irgendetwas hatte, und da macht ihm der Arzt selber die Tür auf und sagt zu ihm: „Ach das ist ja nett, dass Sie noch zu mir kommen. Aber

wissen Sie's nicht: ich darf Sie gar nicht mehr behandeln.“ Er war nämlich Jude. Also: mein Mann wusste nicht, dass der Arzt Jude war.

Ich hatte eine Cousine, die war bei einem Juden angestellt und fand es wunderbar da als Dienstmädchen. Die mussten sie entlassen, denn sie durften kein arisches Dienstmädchen mehr beschäftigen. Und meine Cousine hat erzählt: „Ich hab's gut gehabt bei denen. Und eine richtige Kammer zum Schlafen.“ Das war durchaus nicht selbstverständlich, denn es war ihre Kammer, und da war nichts anderes drin, während man sonst oft Dienstmädchen in einem Abstellraum untergebracht hat. Also sie war voll des Lobes. „Bloß in einem war sie (die Hausfrau) ja komisch. Also bei der musste man die Tomaten schälen!“ (Ich habe Tomaten erst kennen gelernt, ich weiß nicht, wie alt ich da gewesen bin, vielleicht 15 oder so, jedenfalls verhältnismäßig spät.) Also das war das Einzige, was sie komisch fand, dass sie die Tomaten schälen musste. Aber sonst war sie des Lobes voll von ihren jüdischen Arbeitgebern.

2. Abitur mit siebzehn

Ich bin Kriegswaise vom ersten Weltkrieg, das heißt, mein Vater ist vor meiner Geburt gestorben. Und das Geld war knapp, überall, auch weil es keine Arbeitslosenunterstützung gab wie heutzutage. Da habe ich mal erlebt, dass eine Frau sagte: "Deine Mutter kann ja froh sein, die kriegt wenigstens ihre Rente, wenn's auch wenig ist, aber sie kriegt am Ende des Monats oder am Anfang des nächsten Monats Geld in die Hand, aber was machen wir Frauen der Arbeitslosen?" Ich weiß, dass ich damals das erste Mal in meinem Leben einem Erwachsenen etwas zu bedenken gab. Ich habe nicht widersprochen oder so, aber ich habe gesagt: "Ich glaube doch, dass es der Mutter lieber gewesen wäre, wenn mein Papa heimgekommen wäre." Wegen diesem Ausspruch weiß ich auch über die Sache mit den Arbeitslosen und so weiter Bescheid, und was Arbeitslosigkeit damals bedeutete. Aus diesen Begebenheiten heraus kam es, dass ich damals dachte: „Mein Gott, Mutter wird beneidet, weil der Papa verwundet worden ist in den letzten Kriegstagen und dann daran gestorben ist.“ Mein Gott, und dass ich dann einer Erwachsenen widersprochen habe, das war damals schon – mein Gott noch mal... So wie meine Mutter auch geradezu entsetzt war, als sie einmal merkte, dass ich mich, als wir zufällig eine Lehrerin trafen, bei ihr einhakte und mit ihr weiterging. Das war für meine Mutter un-

vorstellbar, dass ein Kind sich bei der Lehrerin einhakt. Also, das war ein Ausflug in die Erziehung oder das Verhalten heute und damals.

Ich habe früher Abitur gemacht, als ich dran gewesen wäre, einmal aufgrund der Situation, in der man war, und auch, weil man nur wenige Schüler hatte, denn es gingen auch einige aus der Oberstufe ab. Wir waren vier in der Oberprima und fünf in der Unterprima. Also hat man uns zusammengelegt. Wir haben in der Unterprima den Oberprimastoff durchgenommen, und man sagte uns, wir werden dann in dem nächsten Jahr den Unterprima-Stoff nachholen. Das war natürlich schwierig in Mathematik. In den Sprachen ließ sich das ganz gut überbrücken, aber Mathematik war schwierig. Da hat mir eine Oberprimanerin – Topsis nannten wir sie, ich habe lange nicht gewusst, wie sie mit wirklichem Namen hieß – das beigebracht, und ich habe das dann den Leuten in meiner Klasse beigebracht. Und weil das ganz gut klappte und die dann ganz gut mitkamen im Mathematikunterricht, sagte eine zu mir: „Weißt du was, du könntest eigentlich mit denen Abitur machen. Frag doch mal.“

Vom Abitur, da könnte ich noch schöne Anekdoten erzählen: Ja, ich konnte es ein Jahr früher machen, sagte man mir, ich müsse aber den nachgearbeiteten Stoff vorweisen können, das heißt, ich wurde geprüft. Und zwar in allen Fächern außer Turnen und Zeichnen. Und wie diese Prüfung verlief, ist noch ein besonderes Kapitel. Was ich in Religion von mir gegeben habe und in Chemie. In Religion hat mich die Klasse falsch unterrichtet. Ich fragte: „Was können mich die denn in Religion prüfen, was haben die denn in Kirchengeschichte durchgenommen?“ Der eine sagte: "Ach, so ab Luther etwa.“ Also habe ich mir die Kirchengeschichte ab Luther angeguckt und gefragt wurde ich: „Was war Bedeutsames im 13. Jahrhundert?“ Und in Chemie, da hatte die Lehrerin mir gesagt: „Ach wissen Sie, ich prüf Sie das, was Sie bei mir noch gelernt haben.“ Und das sagte sie wohl auch zur Direktorin. Und ich stehe vor dem Zimmer, in dem ich geprüft werden sollte, und höre, wie die Direx sagte: „Aber nein, sie soll doch gerade über das geprüft werden, was sie selber gelernt hat, also das können wir ja nicht machen!“ Also: die erste Frage nicht gewusst. Die zweite Frage nicht gewusst. Schließlich: „Wonach stinken denn verfaulte Eier, Fräulein Keller?“ Und auch das wusste ich nicht. Man hat mich durchgelassen durch diese Prüfung, weil das in den Hauptfächern in Ordnung war. Und deshalb war ich noch siebzehn, als ich Abitur machte. Ich war stolz und sag das auch. Wenn irgend-

jemand angegeben hat, hab ich auch angegeben. Acht Tage später wurde ich achtzehn – aber immerhin. Zum Abitur hatte ich die Haare aufgesteckt, aber einen Tag danach habe ich wieder Zöpfe getragen, und ich verlangte einen Fahrschein in der Straßenbahn, und der Schaffner fragte „Kinder oder Erwachsene“? Gut, soweit Abitur.

3. Nach dem Abitur: Volksschullehrerin? – Dolmetscherin

Damals musste man ja noch Studiengebühren zahlen. Also kommt Studium nicht in Frage. Und die pädagogische Hochschule, also für die Volksschullehrerin, ich weiß nicht, kostete es gar nichts oder sehr viel weniger? Jedenfalls, ja gut, dann werde ich also Volksschullehrerin. Aber als Volksschullehrerin muss man ja auch Musikunterricht geben, und man muss ein Instrument spielen können. Also habe ich mir eine Altflöte gekauft und habe mir selber das Flötenspielen beigebracht. Und ansonsten habe ich gearbeitet in den Linke-Hoffmann-Werken in Breslau, Eisenbahnwagenbau, und war da Sekretärin des Verkaufsdirektors. Und nebenbei, wenn ich gerade mal Zeit hatte, habe ich Mediziner-Skripte abgetippt. So nannten wir, glaube ich, die Nachschriften der Vorlesungen. Ich hatte einen Bekannten, der studierte Medizin, und der sagte: „Mensch, wenn du mir das abtippst und ein bisschen so, dass es auch verständlich ist, dann können wir das verkaufen. Und Du bekommst – ich weiß nicht – die Hälfte oder so was.“ Und mein Chef kommt rein und hat wohl auch vorher schon gesehen, dass ich da am Tippen war, von irgendeiner Sache, die nicht von ihm stammte. Und dann erwischt er mich mal, wie ich gerade dabei bin, und dann sagt er: "Ach sie sind beschäftigt, da komme ich nachher wieder". Der hat das also mit Augenzwinkern toleriert.

Dann kam die Zeit, dass ich mich hätte anmelden müssen auf der pädagogischen Hochschule. Also Flöte spielen konnte ich ja einigermaßen, ob das genügen würde, wusste ich nicht. Aber ich habe mir dann vorgestellt, wie das im Unterricht laufen könnte. Ich kann denen zwar ein neues Lied, das ich denen beibringen soll, auf der Flöte vorspielen, aber irgendwann muss ich ja anfangen zu singen. Ich kann ja nicht sagen: "Wer kann jetzt das vorsingen?" Meine Fähigkeit, richtig zu singen, ist so minimal. Mich hat der Mut verlassen. Das sieht meine Mutter, die selbst auch Lehrerin geworden wäre, es aber nicht werden konnte, weil ihre Mutter so früh starb,

dass sie für ihren Vater und die jüngeren Geschwister sorgen musste. Die hatte volles Verständnis für mich und war aber auch ganz praktisch. Sie sieht in der Zeitung eine Anzeige: Dolmetscherschule Leipzig. Und die wurde hoch gepriesen, bis jetzt habe noch jeder, der diese Schule verlassen hat, sofort eine Stellung bekommen. Da sagte meine Mutter: „Wäre das nicht was für dich? Wenigstens am Anfang. Da könntest du vielleicht genug Geld verdienen und dann nachher immer noch studieren an der Hochschule.“ Sie erkundigt sich, was die Schule kostete. Es war viel zu teuer für uns. Und da hat sie gesagt: „Weißt du was, wenn du sofort eine Stellung bekommst, kannst du das eigentlich nachher selber bezahlen.“ Und sie hat dort angefragt, ob sie für die Hälfte des Geldes ihre Tochter da hinschicken könne, sie würde dann den Rest ratenweise von ihrem Gehalt bezahlen. Ich bin angenommen worden und bin also zur Dolmetscherin ausgebildet worden.

Wie das vor sich gegangen ist, ist wieder eine köstliche Erzählung für sich. Aber wie gesagt, ich bin da durchgekommen, aber mehr als das Dolmetschen machten mir Stenographie und Schreibmaschine Sorge. Denn die ganze Ausbildung lief über vier oder fünf Monate. Und in den vier Monaten mussten wir in deutscher Stenographie auf 130 oder 140 Silben kommen. Und in englischer Stenographie auf 100. Und in Schreibmaschine musste man auf 180 Silben in der Minute kommen. Wir haben also in der Hauptsache vor dem Unterricht, in der Pause, nach dem Unterricht und zu Hause uns gegenseitig diktiert. Das waren so kurze Texte, dafür durfte man anderthalb Minuten brauchen oder so. Wann immer wir an die Schreibmaschinen konnten, saßen wir da und haben geübt. Meine erste Stellung hatte ich in Breslau, denn ich sagte mir, mit den Fähigkeiten, die ich in englischer Stenographie habe, kann ich mich um keine Stelle bewerben als Dolmetscherin. Also wie gesagt, ich habe die Mindestzahl geschafft, aber ich wusste, wie mühsam das dann im Alltag ist. Also bin ich zuerst in eine Möbelfabrik in Breslau gegangen. Ich war 19 inzwischen.

4. Arbeitsdienst, Berufserfahrungen

Vorher hatte ich noch Arbeitsdienst, den habe ich ja auch noch machen müssen. Der dauerte ein halbes Jahr. Da haben sie auch gedacht, ich würde bestimmt keine gute Beurteilung bekommen, weil ich sonntags immer zur Messe gegangen bin. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich da laufen musste, aber ich war eine der Wenigen, die regelmäßig sonntags, wenn die andren frei hatten, zur Messe gegangen ist. Das

schmeckte der Führerin überhaupt nicht. Jedenfalls habe ich trotzdem eine gute Beurteilung bekommen, weil sie sich offensichtlich sagte, ich habe mir nichts zu schulden kommen lassen, und kameradschaftlich war ich auch, da ich immer kontaktfreudig war. Ich habe auch immer gerne geholfen.

Jedenfalls ist mir in Erinnerung geblieben, dass ich mit 19 mein erstes Telefongespräch in dieser Möbelfabrik geführt habe, und ich habe die nicht verstanden. Und schließlich sagte ich "Gelber Rucksack." Da hat der an der anderen Seite der Leitung furchtbar gelacht, und er sagte: „Geben Sie mir mal einen Kollegen“. Das, was angekommen war und was wir abholen sollten, war ein Paket Drucksachen. Also „ua“ stimmte, und dieses „e“ stimmte auch, aber gut. Ich war da auch ein halbes Jahr oder so. Und dann habe ich den Sprung gewagt und habe mich beworben nach Hamburg in eine Reederei. Das muss im Herbst 1938 gewesen sein. Ich weiß es nicht mehr so genau. Das ging dann gut. Ich war beim Abteilungsleiter als zweite Sekretärin angestellt. Aber es machte mir immer Sorgen, wenn ich ein Stenogramm aufnehmen musste. Dann bin ich zu meinen Kollegen: „Was kann das heißen? Ich habe das und das notiert“. Und die haben mir dann geholfen. Und einmal kommt der Oberchef da vorbei und sagt: „Paulsen, ich kann ja kaum verstehen, was Sie sagen, wie soll das Mädchen denn da mitkommen.“ Ob es dann besser wurde, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls bin ich dort gewesen, als der Krieg ausbrach, und damit war natürlich alle englische Korrespondenz weg. Und nach einem Erlebnis in einem Luftschutzkeller habe ich gedacht: „Um Gottes Willen, dann lieber zu Hause, dass du nachher heimgehen kannst.“ Jedenfalls bin ich weg aus Hamburg und habe wieder bei Linke-Hoffmann-Wagenbauwerke in Breslau angefangen. Da gab es in Breslau ja noch keine Bombenangriffe. Es war an sich wunderbar. Ich habe gearbeitet, wie ich das vorher geschildert habe, mit dem Ziel: „Vielleicht kannst du doch auf die Uni, vielleicht kannst du doch auf die Uni...“. Und da gab es den technischen Direktor, bei dem war ich gar nicht direkt beschäftigt. Und die Frau des technischen Direktors gab irgendwann mal ein Fest oder eine Party oder irgendetwas, und hatte von mir gehört. Jedenfalls hatte die einen Narren an mir gefressen, und sie hat immer alles getan, dass ich siegte. Die mussten mein Gewicht schätzen, das weiß ich, und also immer hat sie das so hingebraht, dass ich siegte. Ich war jedenfalls bei dem technischen Direktor gut angeschrieben. Vielleicht hat sich das auf den Verkaufsdirektor übertragen, jedenfalls hat mich die Firma auch in den Semesterferien weiterbeschäftigt, als ich dann angefangen hatte zu studieren.

5. Beginn des Studiums, Finanzierung und erster Ortswechsel

Jetzt kommt die Geschichte, warum ich von Breslau weggegangen bin, wo ich angefangen hatte Deutsch, Englisch und Geschichte zu studieren. Wir mussten ja drei Fächer studieren. Ein Hauptfach und zwei Nebenfächer. Germanistik war mein Hauptfach. Auch in Breslau bin ich sofort in die Studentengemeinde gegangen. Ich war ein frommes Kind. Und da traf ich eine, die sagte: "Mensch, vier Kinder habt ihr gehabt?!" Also wir waren nur noch drei, denn eine Tochter ist ganz jung als Säugling gestorben. Meine Mutter hätte eigentlich das Mutterkreuz beantragen können. Aber sie sagte: "Was ist das für eine Ehrung, die ich beantragen muss. Außerdem habe ich durchaus das Kind nicht für den Staat bekommen." Also sie hat nie das Mutterkreuz beantragt, aber immerhin, sie hatte vier Geburtsurkunden. Und da sagt diese eine Kommilitonin: „Menschkind, da müsstest du doch eigentlich die Studiengebühren frei haben!" Denn die kinderreichen Familien brauchten keine Studiengebühren zu zahlen. Warum sollte ich das nicht wahrnehmen? Ich stammte aus einer kinderreichen Familie, also habe ich den Antrag gestellt, und prompt im zweiten Semester hatte ich keine Studiengebühren zu bezahlen. Ich erzählte das der Bekannten und da sagte sie: „Mensch prima, jetzt müssen wir nur noch rausfinden, dass du nicht in Breslau studieren kannst. Wir müssen irgendein Fach finden, das in Breslau nicht gelehrt wird. Dann musst du irgendwo anders studieren.“ Da haben wir also in Vorlesungsverzeichnissen nachgeschaut und es gab damals schon das Fach „Zeitungswissenschaft“. Und da sagte sie: „Was ist denn, wenn du Zeitungswissenschaft dazunehmen willst?“ Ich habe also gesagt, dass ich gerne Zeitungswissenschaft studieren möchte. Da hatten wir uns vorher erkundigt, das gab es in Freiburg. Ich habe in Freiburg dann auch Lebenshaltungskosten bekommen. Das waren damals 100 Mark im Monat. Und mit 100 Mark kam man aus. Ich jedenfalls. 30 Mark fürs Zimmer, 30 Mark für das Mittagessen in der Mensa. Blieben also 40 Mark für Abendbrot, Frühstück und Schuhsohlen oder Porto. Schwierig war bloß, dass ich in den Ferien ja nach Hause wollte. Vor allen Dingen, als man mir zugesagt hatte, ich darf auch weiter bei Linke-Hoffmann Ferienarbeit machen, als Werkstudentin. Da musste ich ja aber das Geld für die Bahn haben. Also sparen musste ich schon. Aber immerhin, der Staat hat für die Studenten aus kinderreichen Familien bezahlt. Die

bekamen das Studium umsonst und bekamen Lebenshaltungskosten, wenn sie nicht am Wohnort der Eltern oder der Mutter leben oder studieren konnten.

6. Studium in Freiburg, Studienortwechsel nach Wien, dann Tübingen

Und dann passierte in Freiburg folgendes: Jeder hat einen Tick, und meine Mutter war erzkonservativ. Auch sehr fromm. Das Konservative drückte sich darin aus: Ich habe keine Großeltern gekannt und weiß deshalb auch ihre Vornamen nicht, ob meine Mutter so hieß wie ihre Mutter, weiß ich nicht. Jedenfalls wollte sie diese Tradition fortsetzen oder eine Tradition gründen. Sie hat das erste Mädchen nach ihr benannt. Sie hieß also Cäcilie, und das Kind war gestorben. Und sie nannte mich auch Cäcilie. Dies ist eines der wenigen Dinge, die ich nicht verstehen kann von meiner Mutter. Wie kann man einem Kind, auch wenn es nur fünf oder sechs Wochen alt geworden ist, man hat es doch lieb, wie kann man dann einem anderen Mädchen, das noch geboren wird, den gleichen Namen geben. Ich habe es nie verstanden. Aber ich habe also den gleichen Namen wie meine Mutter. Und eines Tages komme ich in Freiburg heim und da sagt mir meine Wirtin: „Fräulein Keller, da ist ein Brief für Sie gekommen. Aber der war eigentlich gar nicht an Sie, der war an Frau Cäcilie Keller.“ Und damals wurde ja streng unterschieden, "Frau" war verheiratet, und das andere waren die Fräulein.

Ich hatte vorher ein Erlebnis gehabt, das mich sehr beeindruckt hat. Ich war bei einer Frau in Hamburg damals noch, die habe ich besucht, auch als ich schon von Hamburg weg war. Die hat in meinem Beisein die Todesnachricht bekommen von ihrem Jungen, der an der Front war. Und da war als Absender nur die Einheit angegeben, Feldposteinheit so und so. Da wurde ja nie angegeben, wer wo gestorben ist und so weiter, das wurde ja alles geheim gehalten. Und ich denke: „An meine Mutter einen Brief...um Gottes willen!“ Ich glaube, der Brief war auch noch eingeschrieben. Ich habe die Wirtin gefragt, "Können Sie sich erinnern, haben Sie zufällig den Absender gelesen?" Da sagt sie: "Es war eine Feldposteinheit." Und sie hat ihn zurückgegeben. Da dachte ich: „Oh Gott, Mutter ist allein zu Hause und dann kommt eventuell die Todesnachricht von Willi - du musst sehen, dass du den Brief aufhalten kannst. Du musst nach Breslau fahren, wie auch immer, was auch im Semester los ist, ist mir ganz egal.“ Ich komme auf die Post, und die sagen mir: „Ja,

der Brief ist nicht mehr da. Den haben wir zurückgehen lassen.“ Ich weiß nicht, ob ich meine Mutter gefragt habe, ob sie den Brief schon bekommen hat. Jedenfalls bin ich heimgefahren, es war um Pfingsten herum. Mein älterer Bruder hatte schon mehrfach den Antrag gestellt auf Heiratsurlaub. Hat ihn aber nie bekommen, weil die Situation immer gerade kritisch war. Jetzt hatte er den Urlaub bekommen und wollte also Pfingsten heiraten, und da dachte ich: „Da fahre ich hin“. Damit ich an der Hochzeit teilnehmen kann und dann werde ich ja hören, ob Mutter schon irgendetwas weiß. Nein. Sie hatte also keine Post bekommen. Sie hat dies nicht, sie hat jenes nicht, ich weiß es nicht. Sie hat gefragt, aber es war nichts zu machen. Sie hatte also keine Nachricht. Meine Mutter hat uns damals verschwiegen, dass die Offizierskiste meines Bruders schon bei ihr angekommen war. Ich habe aber davon gehört, als wir heimfahren. Man fuhr in so alten Wagen mit Abteilen, die ineinander übergingen. Gab es da noch dritter Klasse? Ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls war ich entsetzlich müde. Mich hatte dieses ewige Warten und die Spannung, in der ich war, so aufgeregt. Und mein Bruder sieht während der Hochzeitsfeier die Post durch und sagt: „Von Willi ist wieder nichts dabei. Nicht mal zur Hochzeit hat er geschrieben.“ Meine Mutter hat daneben gesessen und hat sich das angehört und hat nichts gesagt. Und wie wir heimfahren, ging ich ins Nebenabteil, aber man konnte alles hören, was im Nebenabteil gesprochen wurde. Und dort habe ich mich hingelegt. Und Mutter kennt mich, sie dachte, ich sei eingeschlafen. Da sagt sie zu dem, der mich begleitet hat, der mein Tischherr gewesen ist bei der Hochzeit: „Ach wissen Sie, Seppel, ich habe ja schon die Offizierskiste bekommen von Willi, aber ich habe sie nicht aufgemacht, ich dachte, wenn ich genau weiß, dass er tot ist, dann könnte ich die Hochzeit nicht mitmachen. So habe ich ja noch die Hoffnung, er hat nur sein Gepäck loswerden wollen. Sie haben irgendetwas Schwieriges vorgehabt und deshalb hat er die Offizierskiste heimgeschickt.“ Mit dem Bewusstsein habe ich dann am nächsten Morgen meine Mutter vor der offenen Kiste sitzen sehen. Sie hat natürlich geweint.

Seitdem mochte ich nicht mehr nach Freiburg zurück. Ich sah immer das Zimmer vor mir, wie ich da an die Lampe gestarrt und gedacht habe: „Mein Gott, was mag bloß sein und was machst du und was kannst du tun, dass Mutter nicht alleine ist, wenn sie die Nachricht bekommt.“ Und ich mochte also nicht nach Freiburg zurück. Also habe ich mich wieder erkundigt und habe beschlossen, nach Wien zu gehen. Bloß um nicht in dieses Zimmer zurück zu müssen. In Wien habe ich, meine ich, zwei Semester studiert. Ich könnte noch alles nachgucken, ich habe das

Studienbuch ja noch. Aber das ist nicht so wichtig. Warum ich von Wien weg bin, ist vielleicht wieder interessant. In den Semesterferien habe ich immer auch den Professor besucht, für den ich in Breslau gearbeitet habe als Hilfsassistentin am Historischen Seminar. Ich hatte ihm auch von meinem Bruder geschrieben. Er war sehr freundlich und sehr nett sagte: „Was, Sie gehen nach Wien? Das ist ja wunderbar. Da können sie ja wieder für mich arbeiten.“ Und ich dachte: „Oje, ich komme ins sechste Semester.“ Ich wollte ja unbedingt mit acht Semestern fertig sein, denn ich musste in jedem Semester eine Prüfung machen, damit ich im nächsten Semester das Stipendium wieder bekam. Das hat sich dann übrigens als großer Vorteil herausgestellt beim richtigen Examen, denn da bleibt doch einiges hängen, auch für ein solches Examen arbeitet man natürlich. Und da weiß man wenigstens genau Bescheid. Ich wusste also, dass der gute Professor, das war eine Seele von einem Menschen und ich war gerne hilfsbereit, ich wusste, wenn der Koffer zur Bahn zu bringen war, dann bat er mich darum. Das ging vom Christbaum besorgen bis zum Koffer tragen. Auch wenn seine Haushaltshilfe mal ausfiel, weil sie krank war oder auch mal Urlaub haben musste. „Ach, das machen Sie für uns.“ Und ich habe das natürlich auch für ihn gemacht. Aber im sechsten Semester, dann hast du nur noch das sechste, siebente, achte. Mein Gott, und dann Examen. Und dann dazwischen noch diese persönlichen Dienstleistungen. Wahrscheinlich hat er mir das in den Semesterferien vor Wien erzählt, ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls habe ich dann beschlossen: „Nein, das kann ich nicht mehr, da muss ich ihm sagen, ich gehe woanders hin.“ Und da ist mir Tübingen eingefallen, weil eine Studienkollegin auch in Tübingen gewesen ist, und die hatte von Tübingen geschwärmt. Also ging ich nach Tübingen. Nun bin ich also 1943 in Tübingen gelandet. Wie viele Studenten waren denn da an der Uni, also ich habe nicht darauf geachtet. Es waren Kriegsteilnehmer, die verwundet waren.

7. Trauung im Lazarett gegen Ende des Studiums

Das war im Mai 1945. Es hat sich übrigens – das darf ich eigentlich gar nicht sagen – es hat sich als „Vorteil“ herausgestellt, dass unser Trauzeuge, der spätere Professor Brinkmann, einarmig war. Denn wir sind im Lazarett getraut worden. Der Standesbeamte ist ins Lazarett gekommen. Wir saßen also in einem Krankenzimmer auf Hockern und als es darum ging, dass die Trauzeugen ihren Ausweis zeigen

sollten, da fing Professor Brinkmann an, mit der linken Hand so rumzusuchen, und da sagt der Standesbeamte: „Oh lassen Sie mal, lassen Sie mal.“ Und genauso bei meiner Freundin, die gerade ihre Handtasche aufmachte. Es hat sich hinterher herausgestellt, dass meine Freundin gar keinen Ausweis dabei hatte. Und da gibt es noch mehr zu erzählen, z.B. wie der ins Stocken kam, der Standesbeamte. Am Ende der Trauung da wurde doch Hitlers „Mein Kampf“ überreicht. Und das konnte er jetzt nicht mehr machen, und dann war so plötzlich Schluss, dass mein Mann nachher sagte: „Also, jetzt hat er nicht gewusst, wie er diese Lücke ausfüllen soll.“ Hitler, „Mein Kampf“ und was da geredet wurde. Noch etwas: mein Mann hatte ja keine Papiere außer seinem Soldbuch. Da wurde er gefragt, ob er Kinder habe. „Nein, keine, das soll erst noch kommen.“ Das musste er eidesstattlich erklären. Was war denn noch, was er alles eidesstattlich erklären musste? Ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls diese ganze Trauung war eine außergewöhnliche Sache, wir waren sehr glücklich, dass es klappte. Warum wir geheiratet haben, obwohl mein Mann noch Soldat war, ist auch interessant. Ich habe gedacht, die Franzosen transportieren alle Gefangenen ab, wenn sie laufen können. Mein Mann konnte schon laufen. Er humpelte zwar, aber er konnte schon laufen. Es bestand also die Gefahr, dass er aus dem Lazarett abtransportiert wurde nach Frankreich. Man hörte von den Gefangenen in Frankreich nichts Gutes. Und ich habe dann gedacht: „Mein Gott, der Krieg ist doch vorbei. Die können doch nicht als Kriegsgefangene behandelt werden. Die werden wahrscheinlich dieselbe Behandlung kriegen, wie die Fremdarbeiter bei uns, bei Linke-Hoffmann in Breslau.“ Dass sie nach Frankreich kommen und dass sie da helfen müssen, wieder aufzubauen und so weiter, das hat man ja alles hingenommen, aber wie werden sie behandelt? Und da habe ich gedacht: „Also wir heiraten. Ist ganz egal wie und was. Wir heiraten, damit er, wenn es Urlaub gibt, mit bei den Bevorzugten ist.“ Deshalb haben wir geheiratet. Und das war im Lazarett, das in Tübingen im evangelischen Stift war. So hat unsere Trauung - eine katholische Trauung - unter der Büste von Luther im Bibliothekssaal stattgefunden. Da wurde ein Altar aufgebaut. Interessant waren die Hochzeitsgeschenke. Der Geistliche, der uns getraut hat, das war auch ein Breslauer, den mein Mann zufällig im Lazarett getroffen hat. Von dem kriegten wir ein Kommissbrot. Meine Wirtin hatte einen Kuchen gebacken, der so hart war, dass man ihn kaum durchkriegte. Also der Apfel, der drauf war, ging ja gut zu essen, aber der Teig! Der Vater meiner Freundin hat uns einen Scherenschnitt geschenkt aus Verdunkelungspapier. Man bekam ja

nichts zu kaufen. Diesen Scherenschnitt habe ich heute noch. Das ist eine Merkwürdigkeit – ein Scherenschnitt aus Verdunkelungspapier.

8. Geburt des ersten Kindes zum Zeitpunkt des Examens

Am Ende des Studiums habe ich also geheiratet. Und das Examen im Februar 1946, das war noch eine andere Geschichte. Ich weiß nicht, ob ich die erste Studentin bin, die ihr Kind im Examen bekommen hat, und zwar genau – war es 8 Tage nach dem Schriftlichen oder 8 Tage vor dem Mündlichen, das weiß ich nicht mehr. Irgendjemand erzählte mir: „Ich weiß von der und der, die hat einen Beinbruch gehabt, der hat man dann den Rest der mündlichen Prüfung in der Klinik abgenommen.“ Da hat mein Mann gesagt: „Also das können doch eigentlich die Professoren auch, in der Klinik.“ Und er ist also zu den Professoren hin. Und alle Professoren – es waren drei Professoren für meine drei Fächer – alle Professoren haben sich bereiterklärt. Aber der Mensch von der Behörde – ich weiß nicht, hieß es damals schon Kultusministerium oder wie auch immer, jedenfalls sagte der: „Nein, das geht nicht.“ Ich hatte also mein schriftliches Examen, und jetzt musste ich das mündliche Examen nachmachen. Man brauchte ja zu diesem Examen jeweils den betreffenden Professor, aber auch den Menschen von der Behörde. Also musste ich dann immer einen ziemlich weiten Weg laufen, um mich an der Uni zu erkundigen, wann Aussicht bestand, dass die nächste Prüfung abgenommen würde. Und jetzt stand nur noch Geschichte an. An die anderen beiden Fächer kann ich mich kaum erinnern. Auch an Philosophie nicht – wir wurden auch noch in Philosophie geprüft. Ich weiß, bei Steinbüchel habe ich da die Prüfung gemacht.

Also Geschichte. Aber einen Tag beziehungsweise am Abend, bevor ich wieder zur Universität gehen sollte, um mich zu erkundigen, wann der nächste Termin ist, bekommen wir Besuch, und zwar von einem Breslauer, der auch den Krieg überstanden hat. Es war ein Freund meines Mannes. Auch wir waren befreundet gewesen lange Zeit, und der erzählte natürlich ausführlich. (Wir hatten uns während des ganzen Krieges nicht gesehen.) Jetzt saß ich da. Um zehn ins andere Zimmer gegangen – es war ja Zeit, dass die Kleine gestillt werden musste. Also die Kleine, bei der dauerte es sehr lange, denn die trank nicht gut. Eine Stunde später also saß ich wieder da und dann wurde erzählt und erzählt. Er erzählte, dass seine Mutter in Breslau umgekommen ist bei dem furchtbaren Osterangriff. Ostern

1945 war ein schrecklicher Angriff. Sie ist in einer Kirche umgekommen. Und so hat er erzählt und erzählt und um zwei Uhr, das weiß ich noch, bin ich ins Bett und um halb sechs oder um fünf wieder aufgestanden. Ich war natürlich völlig erledigt. Und ich komme zur Uni, ich glaube, so um halb acht, dort höre ich, heute sei der Geschichtstermin. Und zwar um 10 Uhr. Da habe ich gesagt: „Um 10 geht nicht. Ich kann das Stillen meiner Kleinen zwar um eine halbe Stunde oder so vorziehen, aber um 10 kann ich nicht.“ Also dann würde sie sehen, dass es um halb elf geht, aber das sei ja so ein Umstand, bis sie alle zusammenkriegt, die da an der Prüfung teilnehmen. Bei Geschichte war es außer meinem geliebten Professor Dannenbauer auch noch der Professor Vogt für alte Geschichte und ich weiß nicht wer für neuere Geschichte, daran kann ich mich nicht erinnern. Kurz und gut: Ich komme auf den Platz vor der Uni. Wir hatten in einem anderen Gebäude – ich weiß nicht, was da für ein Institut drin war – also wenn man vor der Uni steht, rechts, da war diese mündliche Prüfung. Und ich treffe den Professor Dannenbauer auf dem Weg dorthin. Da fragt er: "Wie geht's?" Und ich sage: „Wenn es nicht so albern wäre, würde ich ja jetzt heulen. Also ich weiß nicht, wie ich das überstehen soll.“ Und da sagt er: "Na nun gehen Sie mal ran.“

9. Erinnerungen an einen Tübinger Professor

Das mit Professor Dannenbauer, das ist eigentlich für die Geschichte dieser Universität interessant. Er hat so Schwierigkeiten gehabt. Hat man ihn sogar ausgeschlossen, durfte er nicht mehr unterrichten, das weiß ich nicht mehr. Jedenfalls ist er in der Partei gewesen. Und ist nie ausgetreten. Und da möchte ich die Leute heute mal fragen, ob sie eigentlich wissen, was damals passieren konnte, wenn jemand aus der Partei austreten wollte. Denn Dannenbauer war kein Nazi – im Gegenteil. Er war so eingestellt, dass ich manchmal während seiner Vorlesung dachte: „Mein lieber Schwan, wenn da einer von der Gestapo drinsitzt, dann können die ihm sehr wohl einen Strick draus drehen.“ Ich weiß noch, wie er einmal sagte: „Da war ein Rechtsanwalt noch ein Anwalt des Rechtes und nicht des Staates.“ Damals überhaupt irgendetwas zu sagen, was gegen den Staat ist...

Als unsere Tochter etwa ein halbes Jahr alt war, da bin ich mal zur Universitätsbibliothek. Ich wollte ein Buch holen und lasse die Kleine im Kinderwagen vor der Universitätsbibliothek stehen. Da kommt Dannenbauer gerade raus: „Sie wollen das

Kind hier so stehen lassen? Das kommt ja gar nicht in Frage! Gehen Sie mal rein, ich warte so lange!“ Er hat Babysitter gemacht und hat mich dann von der Universität bis nach Hause gebracht, das ist jenseits der Bahngleise. Er hat unterwegs gehalten beim Blumen-Endriss an der Brücke da und hat einen Stock Hibiskus gekauft. Er wollte mir was schenken. Und er hat das getragen, und ich habe den Kinderwagen geschoben und er hat mich, wie gesagt, bis nach Hause begleitet und mir dann erst den Topf in die Hand gedrückt und viel Glück gewünscht und ich weiß nicht was alles. Das war ein Mann, ich weiß nicht, ob er entlassen wurde, jedenfalls hatte er große Schwierigkeiten, der hat mich, als er merkte, ich war schwanger und ging noch zur Uni, gefragt: „Kann ich Sie mal sprechen?“ Er sprach bayrisch, so schön. Er wolle nicht lang drum herumreden: „Brauchen 'S a Göld?“ (Ich kann nur diesen einen Satz Bayrisch.) Und dann wieder in seinem köstlichen Bayrisch, er sei ja nicht reich und so weiter, aber was er hat, habe er noch immer mit seinen Studenten geteilt. Und nachher, das werde ich auch nie vergessen, da habe ich mich für ihn eingesetzt. Da wurde ein Brief geschrieben und ich habe ihn unterschrieben. Er hat sich später dafür bedankt in einem Brief, für die Treue sozusagen. Den Brief habe ich meines Wissens auch noch. Darin schreibt er am Schluss: „Grüßen Sie den hohen Herrn Gemahl und legen Sie mich Ihrem Fräulein Tochter zu Füßen.“ Also das war Dannenbauer.

Eine schwangere Studentin war damals sehr ungewöhnlich. Ich habe es ihm sofort geglaubt, dass er immer mit seinen Studenten das geteilt hat, was er gehabt hat. Er war eben auch am Lehren und den Studierenden interessiert. Vor dem Examen hat ja erst mal die Universität eine Weile dicht gehabt. Da hat der Lehrbetrieb überhaupt geruht, wenn ich mich recht erinnere. Jedenfalls, irgendwie durfte er nicht mehr im Hörsaal unterrichten und da hat er ein Privatissimum – ich glaube, so haben wir es genannt – abgehalten. In seiner Wohnung hat er uns, die Examenskandidaten und auch solche, die sonst noch zu ihm gingen, unterrichtet. Da ist mir mal schlecht geworden. Es war ein heißer Sommertag und mir wurde schlecht. Und da hat er seiner Assistentin, an den Namen kann ich mich nicht mehr erinnern, hat er gesagt: „Bringen Sie mal Frau Aust rauf, die soll sich eine Weile hinlegen.“ Also brachte die mich rauf in irgendein anderes Zimmer und ich habe mich hingelegt. Und als er fertig war mit der Stunde, kommt er rauf. Da habe ich mich sofort aufgerichtet. Und er: „Bleiben Sie doch liegen.“ „Ich muss nach Hause. Mein Mann kommt jetzt nach Haus.“ „Ach der kann ruhig ein bisschen warten, der ist ja nicht

ganz unschuldig daran, dass Ihnen so schlecht ist.“ Also ich mochte ihn furchtbar gerne. Er war klein und für mich sah er immer zwergenhaft aus, auch in der Art, wie er lief, aber ungeheuer sympathisch. Und dass man ihn als Nazi sozusagen verschreien konnte, das hat mich damals schon unheimlich aufgeregt. Deshalb hat mich das jetzt auch so aufgeregt bei Professor Walter Jens, das ist ein Grund, warum ich das erzähle. Man hat Jens wohl geglaubt, dass man in die Partei automatisch übernommen wurde, wenn man in der Hitlerjugend gewesen ist. Da hat einer doch festgestellt: „Ja, aber er hat doch das und das ausgefüllt und da musste man anstreichen, ob man in der Partei gewesen ist oder nicht und er hat das nicht angestrichen.“ Übrigens Professor Jens und seine Frau kenne ich auch – Schülereltern. Frau Jens war lange Elternbeiratsmitglied von unserer Klasse. Ich habe mich sehr gut mit ihr verstanden.

Gut, ich hätte denen jetzt gerne erzählt, dass ich rausgeschmissen worden bin aus dem NSDSTB, dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund. Das heißt, ich war erst Anwärtlerin. Ich bin nämlich während meines ganzen Studiums nur Anwärtlerin gewesen. Aber das war von mir nicht beabsichtigt, sondern kam nur dadurch, dass man sich als Anwärtlerin eintragen musste, um sich überhaupt immatrikulieren zu können. Das habe ich natürlich auch gemacht. So wie also eine Untersuchung ja auch für jeden Pflicht war. Genau so war ich also Anwärtlerin. Und dann mein Rausschmiss. Ich bin ja von Breslau weggegangen nach Freiburg. Irgendwo war immer angeschlagen, wann die Treffen gewesen sind. Man nannte sie, glaube ich, Heimabende, so wie bei der HJ oder beim BDM. Ich bin nie hingegangen. Ich hatte auch gar keine Lust. Es gab auch nichts, was ich unbedingt jemandem mitteilen wollte. Ich bin immer gleich in die Studentenseelsorge. Wo immer ich hingekommen bin. Also auch in Freiburg - und ich habe mich nicht um den NSDSTB gekümmert. Wien – ich habe mich nicht darum gekümmert. Und irgendwann, ich weiß nicht, ob ich schon hier in Tübingen war oder ob es mich daheim erwischt hat, bekomme ich eine Postkarte, auf der steht: „Da du bislang kein Interesse an unserer Arbeit gezeigt hast und wir nur solche Mitglieder haben wollen, die auch für die Sache einstehen, muss ich dich aus dem NSDSTB ausschließen – (ich weiß nicht mehr, wie es wörtlich hieß) – „mit deutschem Gruß“ – Unterschrift.“ Das kam aus Wien. Unter anderen Ticks habe ich auch den Spar-Tick, und habe alle Briefmarken aufgehoben. Da war ja eine Briefmarke mit dem Hitlerkopf drauf. Aber eine andere als sonst, weil es ja eine Österreichische war. Also habe ich die Karte nicht

weggeworfen. Aber ich habe an die Karte nicht einmal gedacht, als wir später den Entnazifizierungsbogen ausfüllen mussten. Von dem Rausschmiss wussten die in Tübingen ja nichts. Es hatte mich keiner gefragt: „Warum bist du nie Mitglied gewesen sondern nur Anwärtlerin?“ Entweder war diejenige, die dafür zuständig war, nicht scharf genug. Die Leute in den Behörden, man kann es ihnen gar nicht mal übel nehmen, sie tun eben ihren Job, wie sie ihn gewöhnt sind. Ich wollte damit nur sagen, man hat auf dieses gar nicht so acht gegeben. Also dass ich da nicht mitgemacht habe, ist mir gar nicht bewusst gewesen. Ich hätte mitgemacht, wenn man gesagt hätte zu mir: „Also hör mal, du wirst rausgeschmissen.“ Dann wäre ich wahrscheinlich gegangen – also noch was, was man machen muss. Macht man halt.

Da habe ich viel später auch eine Erfahrung gemacht: Als meine jüngste Tochter Abitur gemacht hatte, als ich die Kinder sozusagen aus dem Größten raus hatte, habe ich gedacht, jetzt möchte ich noch mal anfangen zu studieren. Und da habe ich angefangen mit pädagogischer Psychologie. Für die Immatrikulation musste man ausfüllen, an welchen deutschen und an welchen ausländischen Universitäten man schon studiert hat. Und da habe ich nur Wien als ausländische Universität hingeschrieben, aber doch nicht Breslau. Der Verwaltungsmensch bemängelte daraufhin: „Breslau ist keine deutsche Uni“. „Aber als ich dort studiert habe, war es eine deutsche Uni!“ Ich musste trotzdem Breslau als ausländische Universität anführen.

10. Fußfassen im schwäbischen Tübingen

Wie das mit der Zimmersuche in Tübingen lief, weiß ich selber nicht mehr. Aber ich nehme an, dass das auch über die Studentengemeinde gegangen ist. Also, wer mir dann gesagt hat: "Versuchs doch mal in Kirchentellinsfurt", auch das weiß ich nicht mehr. Und da ist eine Sache passiert, da habe ich etwas ausgenutzt, was so im allgemeinen Bewusstsein war, ohne daran zu denken, dass ich damit jemandem, der ja auch in Not war, das Zimmer weggenommen habe. Also Kirchentellinsfurt – ich komme da hin zur Familie Weber und frage nach einem Zimmer. Nein, sie vermieten nicht. Ich sollte mal da probieren bei einer Tante von ihr. Nein, da auch nicht. Die wollte mich zurückschicken zu der ersten Adresse und ich sage: "Ja, da war ich schon. Obwohl ich gedacht habe, Sie vermieten vielleicht lieber an eine Studentin, die bald fertig ist und dann wieder geht, dann haben Sie ihr Zimmer wieder, als dass

Sie es einer Evakuierten vermieten." Damals sind ja soundso viele Ausgebombte aus den Großstädten evakuiert worden. So gab es hier auch etliche. Und schon als ich es gesagt hatte, dachte ich: „Es ist eigentlich gemein, die sind ja auch froh, wenn sie hier ein Zimmer bekommen.“ Ich traue mir es fast nicht zu und trotzdem, ich war so verzweifelt oder in einer verzweifelten Lage: „Mein Gott, was sagst du jetzt noch.“ Könnte sein, dass ich gesagt habe: „Würden Sie lieber eine Studentin nehmen, die nur ein Zimmer braucht, als vielleicht ein Ehepaar oder gar eine Familie von Evakuierten, dann müssten Sie vielleicht zwei Zimmer hergeben.“ Also das habe ich gemacht. Und da habe ich gesagt, falls die – also die erste Adresse – es sich doch noch überlegen sollten, ich bin immer von bis in der Mensa, und da kann sie kommen, und ich erkenne sie ja. Die Mensa war nicht Prinz sowieso. Ich weiß es nicht mehr. So wie ich tatsächlich nicht mehr weiß, ob es die Studentengemeinde war, die mir gesagt hat: „Versuch’s doch mal“, oder irgendjemand, den ich so gefragt habe. Und wo habe ich selber denn gewohnt? Irgendwo muss ich ja eine Bleibe gehabt haben in diesen Tagen. Das weiß ich nicht mehr.

Ich habe dann bei dieser ersten Familie in Kirchentellinsfurt ein Zimmer bekommen. Und die Leute waren auch nett, durchaus. Und da habe ich zum ersten Mal mit der schwäbischen Sprache Kontakt gehabt, also mit dem Urschwäbisch sozusagen. Aber immerhin, das ist gar nicht mal Umgangssprache gewesen, sondern das ist einfach Schwäbisch. Also das erste war verhältnismäßig leicht, dass man gesagt hat: „Fräulein Keller, hebet se mal“. Und da habe ich gesagt: „Wohin?“ Heben ist für mich hochheben. Das ging ja noch. Die Leute waren nett. Ich als Studentin hatte keine Kohle, und es war Winter, und ich durfte im Wohnzimmer sitzen. Die Tochter strickte, die Mutter nähte, und der Vater, der lag lang auf dem Sofa, hatte die Schuhe runtergestreift. Er arbeitete in Reutlingen aber er hatte noch ein Gütle, ein Feld, und da ist er meistens abends noch gewesen. Ob an dem Tag, weiß ich nicht, aber er ist ja auch so schon von der Arbeit müde. Er schnarchte so vor sich hin. Und ich las in irgendeinem Buch. Auf einmal sagt die Mutter: „Dem Vater sei Füß’ schmecket.“ Also da habe ich es zum ersten Mal gemerkt. Im Kopf wusste ich sofort: "Ja, das hängt zusammen, schmecken und riechen.“ Aber gleichzeitig körperlich war eben das Schmecken da, wie ich es gewöhnt war. Das erzähle ich gerne, wenn es um schwäbische Sprache geht.

11. Soziales Leben - Studentengemeinde

Wie viele Studenten gab es? Natürlich, der Hörsaal war leer. Dort saß einer, dort saß einer, dort saß einer. Und wie viel Mädchen und wie viel Männer weiß ich nicht. Ich weiß bloß, an Männern waren da die Verwundeten. Wir lernten noch zwei andere kennen, die wurden aber eingezogen, noch während ich da war. Meine erste Tochter war schon geboren, da habe ich den einen noch zum Paten gemacht. Der war ein Pharmaziestudent. Ob die beiden eine Ausnahme waren, das weiß ich auch nicht. Was das soziale Leben und Begegnungen mit Studierenden anderer Fächer anging, ist mir nicht viel aufgefallen, weil die Studentengemeinde wie gesagt für mich die Rolle spielte. Da war ich drin und da waren eben auch alle möglichen drin. Also von den beiden Pharmaziestudenten weiß ich, wir haben uns auch so manchmal getroffen. Jetzt ist mir gerade noch was eingefallen. Der nachmalige Bischof Moser, der war damals auch in der Studentengruppe. Stellen Sie sich vor, jetzt weiß ich nicht mal, war das 1945 oder 1946, als dieser Moser Schorsch mal Nikolaus gespielt und dann auch aus dem schwarzen und dem goldenen Buch vorgelesen hat. In welchem Buch er das Gedicht hatte, das über mich ging, weiß ich nicht. Das hat eine Kollegin, die jetzt noch lebt in Essen, gedichtet damals. Einiges weiß ich noch auswendig. Es ging um mich: „Sie liest Schiller, Burkhardt, Goethe - statt dass sie vom Kindchen träumt, während sie die Windeln säumt ...“ Das weiß ich noch. Und dass sie dann noch geschrieben hat: „Was aus dem Kind wohl werden mag, das also im Mutterleibe schon gefüttert wurde sozusagen mit diesen Sachen.“ Und meine Älteste ist ins Kloster gegangen. Also das hat der Moser Schorsch damals vorgetragen.

Ich habe einiges, was den nachmaligen Bischof charakterisiert und was insofern auch typisch für die Zeitgeschichte ist, nicht aus dem eigenen Erleben. Zum Beispiel die Auseinandersetzung mit Küng, in die er ja verwickelt war und die sehr bald angefangen hat. Da hat man einiges von seinem Charakter mitgekriegt. Aber als Studentin haben die anderen – also, wie gesagt, das weiß ich jetzt nur vom Hörensagen – noch Anekdoten erzählen können, was sich der Moser Schorsch alles geleistet hat. Zum Beispiel war da eine in der Studentengemeinde damals, das war ein nettes und kluges Menschenkind, aber wenig mit äußerer Schönheit bedacht, und Auer, der spätere Professor Auer, und der Moser Schorsch, die waren viel zusammen, die waren befreundet. Auer hat wohl zum Moser gesagt, man sollte die doch mal zum Tanzen auffordern, also bei einem Fest, und da hat der Moser gesagt:

„Nur gegen fünf Mark“. Und er hat mit ihr getanzt. Und während des Tanzes, sie tanzten an Auer gerade vorbei, so dass er den Rücken der Tänzerin sehen kann, da macht der Moser Schorsch so ein Handzeichen für zehn. Also das muss zehn Mark sein. Und dann auch was in religiöser Hinsicht. Moser kam vom Land und als Theologiestudent musste er ja auch bei der Caritas und so Sachen mitmachen. Also wie gesagt, ich habe es nicht von ihm, sondern man hat es mir erzählt: Da war Caritaskonferenz, und da wurde geredet und geredet. Und der Dritte sagte dasselbe wie der Erste, nur mit anderen Worten, und der Fünfte hatte wohl ein bisschen was anderes, aber das brachte er bloß in einem Nebensatz, vorher hatte er noch mal wiederholt, was die anderen schon gesagt hatten, und das dauerte und dauerte und dauerte. Und nach ich weiß nicht welcher Zeit war Schluss und da ist der Moser rausgegangen und hat gesagt: „Jetzt haben wir uns aber einen Heiligenschein um den Arsch verdient.“ Das sind so die Anekdotchen, die ich natürlich gerne erzähle.

12. Motivation fürs Studium

Meine Mutter selbst wollte Lehrerin werden. Und meine Mutter hat unendlich viel für mein Selbstwertgefühl getan. Man sollte nicht vergessen, das Kind zu loben – also nicht zu loben im eigentlichen Sinn. Also was mir am meisten in Erinnerung geblieben ist: Ich gehe mit meiner Mutter zum Einkaufen. Wir treffen eine Nachbarin.

Die Nachbarinnen schwätzen miteinander und ich frage mich: Wann geht sie denn weiter.... Und auf einmal höre ich meine Mutter sagen: „Ja, warum soll ich es nicht machen, wie es meine Tochter sagt, wenn sie eine bessere Idee hat als ich.“ „He, das bin ich ja!“ denn ich war ja die einzige Tochter. Dieses Erstaunen, meine Mutter redet nicht nur davon, was die Kinder wieder für Ärger machen und was sie für einen Dreck gemacht haben, sondern sie sagt: „Warum soll ich es nicht so machen, wie meine Tochter vorschlägt, wenn sie eine bessere Idee hat.“ Ich war so verduzt und das Gefühl: „Ja, die redet ja von mir!“ Weil ich so was von anderen Erwachsenen nie gehört habe. Ein anderes Beispiel: Wir gehen durch die Stadt, gucken in die Schaufenster rein. Und in einem Schaufenster ist ein Mann, der gerade neu dekoriert. Da bleiben wir eine Weile stehen und gucken dem zu, und der lacht. Und der guckt mich immer noch an, wie ich mich umdrehe, guckt der mich immer noch an und lacht. Und da sage ich zu meiner Mutter: „Warum guckt der denn so?“ Da sagte mir meine Mutter: „Ach, vielleicht gefälltst du ihm.“ Auch das einem Kind zu sagen:

„Vielleicht gefällst du dem, nicht weil er das und das von dir will, vielleicht gefällst du ihm, der guckt dir nach, vielleicht gefällst du ihm.“ Wer sagt denn das zu seinem Kind? Also es mag eine Mischung gewesen sein. Ach ja, und dann, wir hatten ja auch unsere Werbesprüche, und da gab es den Werbespruch „Wissen ist Macht“. Es gab den Werbespruch bei einem Umzug von der KPD: „Die Religion ist Opium für das Volk.“ Und dann dieses: Was sagst du jemandem, der dir klar machen will: „Na ja, man wird aufs Jenseits vertröstet, und da wird alles schön geredet, und es wird schon alles wieder gut werden, und der liebe Gott macht ja alles, und so weiter und so weiter.“ Was sagst du dem? Also dieses mit anderen reden können und andere überzeugen können. Also auch der Unterschied zwischen Überreden und Überzeugen.

Das war, was so dahinter steht. Das ist mir aber nie so bewusst geworden. Ich habe nicht darüber nachgedacht. Ich wusste bloß, ich will studieren, und ich will ein Fach studieren, wo ich mit Menschen zu tun habe. Und zuerst war meine Liebe Medizin. Und wie es dann soweit war, da hatte ich nicht das Geld. Also erst arbeiten. Und um Gottes willen, also naturwissenschaftliche Fächer, da hat es mich nicht hingezogen. Und jetzt drei Jahre ausgesetzt. Du kommst nie übers Physikum hinweg. Denn du musst das studieren und jenes und so weiter. Aber mit Menschen wollte ich zu tun haben. Also Volksschullehrerin. Ich habe es nie als nachteilig empfunden, dass man Studiengebühren zahlen muss. Es ist etwas, man muss sich anstrengen, um da dran zu kommen. Werkstudent zu sein, das war selbstverständlich. Man hat eben verdient nebenbei. Aber man merkt es auch, wenn Kinder Nachhilfestunden nehmen. Wenn die umsonst ist, machen die Kinder gar nichts. Aber wenn's was kostet. Und das darf ruhig auch etwas teurer sein. Da mag viel Unsinn drinstecken. Denn da wird natürlich auch betrogen. Und wenn man heute sieht, was alles angeboten wird an Nachhilfestunden oder Nachhilfe für die Schüler und auch mit welchen Werbesprüchen. Da begreift man auch, dass viel Unfug damit getrieben wird, dass man Geld machen will.

13. Der Lehrerberuf: „Gut gemeint ist noch lange nicht gut.“

Ich habe einen Witz gehört, in dem war die Frage: „Was ist das Gegenteil von gut?“ Und die Antwort war: „Gut gemeint“. Weil man im deutschen Sprachgebrauch immer sagt: "Ich hab´s doch bloß gut gemeint.“ Und das heißt eben, es war nicht gut. Weil

ich erst mit anderen sprechen sollte, wegen der Auswirkungen, die das auf andere hat.

Ich habe dafür ein schönes Beispiel: Ich habe also immer ein großes Herz gehabt für die Problemschüler. Ich habe eine Legasthenikerin gehabt, der habe ich die Schulkarriere gerettet und sozusagen auch ihren Beruf. Die ist heute Ärztin, hat den Doktor gemacht. Man wusste das von mir, und man hat mich in der letzten Zeit auch immer als Klassenlehrerin für die fünfte und sechste Klasse eingesetzt, damit ich aus den Schülern erst mal eine Klasse machen konnte. Später habe ich freiwillig - als ich merkte, das ist viel zu wenig, nur Deutsch als Klassenlehrerin in der 5. Klasse - da habe ich Turnunterricht gegeben. Obwohl ich gerne turne und auch etliches kann im Turnen, konnte ich aber keine Leichtathletik. Ich habe dann Mathematik unterrichtet, als das mit der Mengenlehre anging und die Mathematiklehrerin von der Oberstufe sagte: „Um Gottes willen, das jetzt noch bei den Kleinen.“ Da habe ich gedacht: „Da habe ich mehr Stunden und die Mathematik ist das schönste Fach, das man sich überhaupt denken kann, jedenfalls in der Schule.“ Dann bin ich eines Tages auf folgende schlaue Idee gekommen: In Englisch sind vier Klassenarbeiten im Halbjahr vorgesehen. Ich schreibe fünf Klassenarbeiten und streiche die schlechteste weg. Das musste ich dann wieder zurücknehmen. Es kam einer der von mir am meisten geschätzten Lehrerkollegen zu mir und sagte: "Frau Aust, das geht nicht. Wie viele Deutsch-Lehraufträge haben sie?" Ich hatte damals, glaube ich, nur einen. Ich hatte ja nur einen halben Lehrauftrag. Einmal waren es 14 Stunden, während die anderen 32 hatten, glaube ich. Manchmal 18 Stunden – es war verschieden. Aber Deutsch machte die meiste Arbeit, also wenn's gut gemacht ist, durch Aufsatzkorrekturen. Ich hatte also nur einmal Aufsatzkorrekturen. Und dann in Englisch war ich ja auch eine, die unter anderem gepaukt hat. Also es gab bei mir wöchentlich eine Vokabelarbeit und es gab vor der Klassenarbeit mindestens eine Übungsarbeit über den gleichen Stoff, der auch in der Klassenarbeit kam. Aber für die Aufsatzkorrekturen habe ich eine kranke, früher aus dem Dienst gegangene Kollegin aus der Studentengemeinde angestellt, die hat mir die Vorkorrekturen gemacht. Die hat also alles angestrichen und je nach dem, wie viel Fehler gemacht wurden, welche Fehler gemacht wurden, was ich als halben Fehler gewertet habe und was als ganzen Fehler, habe ich dann die Benotung gemacht. Das alles ist eine große Hilfe. Da sagt also dieser liebe Kollege zu mir: „Frau Aust, das geht nicht. Ich habe vier Deutsch-Lehraufträge, also vollen Lehrauftrag, ich kann das nicht machen.“ Er hat

außerdem Latein unterrichtet. „Wissen Sie, da macht eine Klassenarbeit mehr durchaus etwas aus. Aber die Schüler sind zu mir gekommen: "Frau Aust macht das soundso, das könnten Sie doch auch machen.““ Daraufhin habe ich gesagt: „Ich sehe ein, das geht nicht.“ Also musste ich das wieder zurückziehen und ich habe es doch weiß Gott gut gemeint. Also alle waren begeistert. Die Eltern auch, den Eltern musste ich das ja auch erklären.

14. Nach dem Studium: Referendariat

Ich musste ja erst noch das Referendariat machen. Es war ein Herr Knapp, der eines Tages bei mir auftauchte und sagte: "Frau Aust, Sie sind zum Referendariat angemeldet, wo bleiben Sie denn?" Da sagte ich: "Ja, ich krieg ein Kind." Das zweite war unterwegs. Da sagte er: "Ja, das macht doch nichts." Also bitte, damals! „Das macht doch nichts, Sie können mit dem dicken Bäuchlein unterrichten und zur Geburt bleiben Sie eben zu Hause so lange wie Sie müssen und ob Sie dann zum Examen wieder da sind, das wird sich zeigen.“ Ich muss dazu sagen, da lebte meine Mutter noch. Sie hat zuerst bei uns gewohnt, aber das war im Keller. Wir hatten im Keller noch so einen Raum, den wir als Wohnung benutzt haben, und das ging noch ganz gut. Aber für meine Mutter war es dann doch nichts und sie hat dann in der Nähe gewohnt. Aber sie konnte jedenfalls, wenn Not am Mann war, einspringen. Und mein Mann arbeitete ja zu der Zeit schon - er hat sich erst 1947 selbständig gemacht. Ja, also, wie die Kinder dann größer waren hat der Papa zumindest ein Auge auf sie haben können. Oder sie konnten sich an den Papa wenden, wenn sie Kummer hatten. Aber damals war also auch Oma da. Und ich habe das Referendariat gemacht. Er war dann schon auf der Welt und mit dem Stillen ging das alles ganz gut. Jetzt wird der älteste Enkel 34 Jahre und Urenkel sind noch keine in Sicht und darüber bin ich traurig. Ich mag die Kleinen so gerne.

Aber ich habe eben auch als Referendarin unheimlich Glück gehabt. Mein erster Lehrer nach der ersten Stunde sagt zu mir: "Sie scheinen mir der geborene Schulmeister zu sein. Natürlich gibt es noch viel zu lernen. Vor allem müssen Sie sich diese Echolalie abgewöhnen." Aber dieses "Sie scheinen der geborene Schulmeister zu sein", das war eine derartige Unterstützung. Es lohnt sich, alles dran zu

geben, der sagt, ich kann's! Der sagt auch es gäbe noch einiges zu lernen, aber ich bin sozusagen auf dem richtigen Weg. Und das hat mich noch weiter motiviert.

15. Ehrenamtliche Tätigkeit in der Jugendpsychiatrie: Jedem seine Eigenart

Das will ich noch erzählen: Ich habe gesagt, dass ich, nachdem die jüngste Tochter Abitur gemacht hat, dass ich da angefangen habe mit dem Zweitstudium. Ich habe in der Kinder- und Jugendpsychiatrie freiwillig, also ehrenamtlich, in der Klinikschule mitgearbeitet. Und zwar weil ich dachte, das ist so theoretisch, diese pädagogische Psychologie. Es ist zwar von einer Alltagspsychologie auch die Rede, aber wie man das umsetzt, das möchte ich wissen. Und einer von Professor Lemp's Kindern war auch in meiner Klasse. Und Professor Lemp wurde zum Vorsitzenden des Elternbeirats gewählt. Das war 1980, als ich in der Schule aufhörte. Da habe ich Professor Lemp gefragt, ob ich nicht bei ihm freiwillig mitmachen könnte, damit ich Psychologie und die pädagogische Psychologie in der Praxis mitkriege. Und da sagt er: „Ja, gerne“. Ich habe heute noch den Vertrag, den er mit mir geschlossen hat. Da habe ich die Auseinandersetzungen innerhalb eines Teams auf dieser Station, das für alle Kinder zuständig ist, mitbekommen. Ja, manchmal waren es Auseinandersetzungen: Der hat die so behandelt und der hat den so behandelt. Und ich komme dann noch rein und sage: „Dieses Gedudel während der Arbeitszeit, also wenn ich mit jemandem Hausaufgaben mache meinetwegen und dann dieses Musikgedudel“. Da sagte einer: „Ich konnte am besten lernen, wenn Musik im Hintergrund war.“ Ja, was nun? Das Kind, das ich gerade betreue, ist das seine Art, braucht die oder der die Musik oder ist es meine Art, dass es störend ist? Also jetzt wie machen wir's? Lassen wir die Musik an? Es ist was ganz Simple und Selbstverständliches, dass man auch weiß: jedes Kind ist anders und reagiert anders. Und es gibt Kinder, die auf meine Art gut reagieren, und es gibt Kinder, die auf seine Art gut reagieren. Aber wir haben beide mit dem Kind zu tun. Bei der Einzelbetreuung, da kann ich sagen: „Sag du mir, ist es für dich so besser oder so?“

Oder ich habe gelernt, dass kranke Kinder, also die in der Kinder- und Jugendpsychiatrie sind ja krank, dass die manchmal Lob nicht vertragen. Ich war immer der Meinung, Lob baut auf. Und ich habe mit einer gelernt, ich weiß noch, den

„Zauberlehrling“ von Goethe. Dachte ich: „Um Gottes Willen, die merkt sich sogar, wie die Strophen aufeinander kommen, das ist gar nicht so einfach.“ Ich habe mit ihr mitgelernt. „Du weißt, was die nächste Strophe ist!“ Also da habe ich sie schon gelobt. Und sie kommt in der Schule dran und kriegt eine Eins dafür. Und da habe ich sie natürlich gelobt und fand das wunderbar. Ich weiß nicht, ob ich es mit dem Professor selbst besprochen habe oder einem anderen, der mir dann sagte: "Wissen Sie, wenn Sie sie so sehr loben, dann denkt das Kind: „Ja dann muss ich beim nächsten Mal auch eine Eins machen." Und dann habe ich an die Eltern gedacht und habe dann denen gesagt: „Haben Sie schon mal nachgedacht, wie lange Sie mit einem Kind schimpfen, wenn es eine Fünf heimbringt, und wie lange sie mit dem Kind die Arbeit besprechen, wenn es eine Drei gebracht hat. Nein, das ist selbstverständlich. Also, überhaupt davon reden und es zur Kenntnis nehmen, Herrgott, das Kind hat eine Drei geschafft! Mir hat ein Vater mal gesagt: „Ja, das ist doch selbstverständlich. Der Junge kann's besser. Man sieht's ja, da hat er eine Zwei oder eine 2-3 geschrieben.“ Da sage ich: "Ja, wir haben auch nicht jeden Tag die gleiche Form. Wir können auch nicht jeden Tag dasselbe leisten.“

16. Erinnerungen ans Lehrersein

Ich weiß nicht, also manchmal habe ich den Eltern zugeredet wie einem kranken Pferd. Und wusste durchaus nicht, ob es ankommt. Einmal, da hat ein Vater – selber Rektor einer Grundschule – seinen Sohn vom Gymnasium runternehmen wollen, der hatte wahrscheinlich Mühe im Latein und vielleicht war auch schon das erste Jahr Griechisch dabei, das weiß ich nicht mehr. „Es hat gar keinen Zweck, der Junge kommt runter, der kann auch auf die Hauptschule gehen.“ Der Junge hatte das Zeug, der konnte es schaffen, nur es musste ja nicht gerade Latein und Griechisch sein. Ich habe dem Vater zugeredet wirklich wie einem kranken Kind, dass er den Jungen auf die Waldorfschule schickt, weil die Leute schon gute Erfahrungen mit der Waldorfschule hatten. „Probieren Sie es doch!“ Ich habe einen ganzen Samstagnachmittag geopfert. Wir hatten beide keine andere Zeit, und da hatte ich gesagt: „Kommen Sie am Samstagnachmittag zu mir, es würde mir ja so leid tun um den Jungen.“ Es war in der vierten Klasse. Und er hat den Jungen dann tatsächlich auf die Waldorfschule geschickt. Und Jahre später lese ich zufällig, wer das Abitur bestanden hat. Das steht ja in der Zeitung bei uns. Siehe da, der soundso hat

bestanden! Ich habe daraufhin eine Karte geschrieben: „Gratuliere herzlich!“ Und dann ist der Vater angekommen mit einem großen Blumenstrauß und hat sich bedankt. Und dann sagt er: „Wissen Sie, was der Junge studieren will? Deutsch und Latein, und dann als Referendar ans Uhlandgymnasium.“

Und ich habe in, ich weiß es nicht mehr, in Breslau, glaube ich, auch einmal eine Stunde gehalten über Annette von Droste-Hülshoff. Die hat nämlich ein Gedicht geschrieben, das ist so feministisch, wie es heute gar nicht feministischer sein könnte. Und das im 19. Jahrhundert. Das war mir damals so wichtig, und wenn mir etwas wichtig ist, dann teile ich es gerne mit. Also habe ich da eine Stunde gehalten über Droste-Hülshoff und ihr Gedicht. Ich glaube es heißt „Am Turme“: „Ich steh am hohen Balkone am Turm, umstrichen von schreienden Staren und lasse gleich einer Mänade den Sturm mir wühlen im flatternden Haare...“ und so weiter und so weiter. Da kommt dann eine Strophe: „Wäre ich ein Jäger auf freier Flur, ein Stück nur von einem Soldaten, wäre ich ein Mann doch mindestens nur, so würde der Himmel mir raten. So muss ich sitzen, so fein und klar, gleich einem artigen Kinde und darf nur heimlich lösen mein Haar und lassen es flattern im Winde.“ Das hat mir damals schon imponiert, und wenn mir etwas gefällt, dann teile ich es gerne mit. Das ist ein Teil meiner Redseligkeit; über das, was mich freut, rede ich halt gerne mit anderen. Und das ist ein Teil meiner Lehrtätigkeit gewesen. Ich bin geradezu glücklich, wenn ich merke, dass das eine oder andere hängen geblieben ist.

Ich habe das erlebt, da war ich schon durch meinen Schlaganfall behindert. Da hat uns ein ehemaliger Schüler vom Uhlandgymnasium eingeladen zu sich in den Garten, und es war sehr sehr schön, und dann sagt er: „Frau Aust, Sie haben doch einmal das eine Gedicht, da heißt es: „Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben...“.“ Es war Herbst, nicht Sommer, Herbst war es. „Ja“, sage ich, „Rilke“. „Ja“, sagte er, „das habe ich nie vergessen.“ Ich hätte dem Jungen geradezu um den Hals fallen können. Ich habe gesagt: „Ich finde das herrlich, dass Sie das gesagt haben und dass ich das auch noch höre.“ Denn von vielen Schülern weiß man ja gar nichts. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Eine Schwedin, bei der ich mir Mühe gegeben habe, noch und nöcher, und die immer, wenn ich sie aufgerufen habe, so ein Gesicht gezogen hat. Auch als sie schon gut Deutsch konnte. Mit ihren ersten Aufsätzen habe ich mich schier umgebracht. Als sie weggegangen ist, da habe ich mich gewundert und habe gesagt: „Das

ist aber kein leicht verträgliches Buch, das du dir da ausgesucht hast.“ Das war ja noch Mittelstufe. „Ja, ich möchte das gerne lesen.“ Und da sagte ich: „Na ja, und bevor Du dann heimfährst, am Ende der Ferien gibst Du es Deiner Freundin, damit sie es mir wieder zurückgibt.“ Es war nämlich ein privates Buch, das sie sich ausgesucht hatte. Die anderen waren alle schon vergeben. Also jedenfalls war ich richtig frustriert. Ich hatte mir so Mühe gegeben, sie irgendwie mit einzubeziehen und habe gleich beim ersten Aufsatz gesagt: „Schreiben Sie nur in jede zweite Zeile, damit ich zwischendurch verbessern kann, damit ich nicht nur den Rand habe zum Verbessern. Und auch Fragen, also „Haben Sie das gemeint oder haben Sie das gemeint.“ Ich weiß nicht, wie lange ich gesessen habe an der Verbesserung. „Hast Du es durchgelesen?“ „Nein“. „Hast du noch was zu fragen? Habe ich dich da richtig verstanden?“ „Hmm, ja...“ Hmm ja. Die ist ungefähr ein halbes Jahr weg, da bekomme ich einen Brief von ihr. Und der entscheidendste Satz war: „Sie haben mir die Liebe zur deutschen Literatur beigebracht“. Sie will Deutsch studieren, sie habe die Liebe zur deutschen Literatur bei mir gelernt. Da habe ich gedacht, „Mädchen, wenn du doch einmal..., du hättest mir vieles leichter machen können.“

Auf die Verschiedenheit der Kinder sollte man eingehen, wenn man das kann. Ich war immer die letzte, die bei Elternsprechtagen gegangen ist. Dann sagte mein Mann: „Klar, du hörst den Leuten zu, und dann redest du ihnen auch noch gut zu, ist klar, dass du nicht fertig wirst mit deinen Eltern.“ Aber da war einmal eine Mutter - das war in der ersten oder zweiten Klasse - weiß ich nicht mehr, die sagt mir: „Also, dass Sie darauf bestehen, Hausaufgaben zu geben, versteh' ich nicht, dass weiß man doch schon längst, damit sind bloß die Eltern geplagt. Und in der und der Schule geht es auch ohne Hausaufgaben.“ Nun sag ich: „Mag sein, dass es dort gut geht, ich kann's nicht anders und ich werde darauf achten, dass es nicht zu viel ist“. Sie sollten in der Unterstufe nicht mehr als eine Stunde und in der Mittelstufe nicht mehr als anderthalb Stunden und in der Oberstufe zwei Stunden für Hausaufgaben brauchen. Und ich hab eine Umfrage gemacht und habe den Eltern auch gesagt, dass die Kinder jammern über die vielen Hausaufgaben, und dabei brauchen sie eigentlich gar nicht so lange. Aber wenn man sich ärgert und mit Ärger dransetzt? Dann habe ich gesagt: „Also, wenn ihr gut mitmacht, dann könnt ihr die letzten fünf Minuten schon für die Hausaufgaben verwenden.“ Und ich habe gerade auch in Englisch immer, das war Regel, ungefähr zehn oder zwölf neue Vokabeln

aufgegeben, wenn Zeit war, wenn nicht gerade am nächsten Tag eine Arbeit war oder so was. Dann Wiederholen einer Seite schon gelernter Vokabeln und außerdem auch etwas Schriftliches. „Ach, das ist zu viel...“ Wenn sie die Hausaufgaben in der Schule gemacht haben, waren die in fünf Minuten fertig mit ihrer schriftlichen Aufgabe. Da habe ich gesagt: „Ach nee. Ihr habt immer so gejammert, das sei so viel, da sitzt ihr so lange dran.“ Jedenfalls mit allen möglichen Tricks habe ich zu überzeugen versucht.

Die müssen das Ganze anders anfassen. Freche Schüler. Als meine jüngste Tochter schließlich doch Lehrerin wurde und ihre ersten Stunden zu halten hatte, da habe ich zu ihr gesagt: „Also mir erscheint das das Wichtigste: Nimm nichts persönlich. Und wenn die noch so frech sind. Grad in der Mittelstufe, wenn die in der Pubertät sind, da regt sie alles auf, und irgendwo müssen sie es rauslassen, und dann bist du es eben, an der sie es rauslassen müssen.“ In der Oberstufe gab ein Schüler einmal entweder gar keine oder eine mürrische oder freche Antwort, ich weiß es nicht mehr, und da habe ich gesagt, „also ich sehe schon, es braucht länger, kommen Sie bitte in der großen Pause.“ Und als ich ihn dann allein hatte, da war der so klein mit Hut. Vor der Klasse, da muss man es doch "dem Lehrer zeigen".

Dann war da ein Schüler, der hatte sämtliche Strafen, die wir zur Verfügung hatten, schon hinter sich, jetzt hieß es, wenn er sich noch was leistet, dann kommt der Rausschmiss. Ich hatte ihn in der Mittelstufe gehabt, ich wusste aber gar nichts davon. Dieser Schüler erscheint eines Tages, ich war gerade im Sekretariat, und er hatte noch nach mir gesucht, weil ich nicht im Lehrerzimmer war. Er wollte sich von mir verabschieden. Da sage ich: „Ja wie, was?“ Er gehe lieber von alleine, als dass er rausgeschmissen wird. Da habe ich gesagt: „Ach wie schade, ich dachte immer, Sie würden Lehrer werden.“ Da guckt er mich ganz groß an und ich sage: „Ja, Sie hätten doch Verständnis, nicht?“ Und das war einer, da erinnere ich mich, da war er in der Mittelstufe und ich brauchte zu einer Stunde eine Landkarte. Ich weiß gar nicht mehr, was es für eine war und warum ich sie brauchte. Und der ist die holen gegangen, und ich war am Reden und Unterrichten, und der hatte die Karte aufgehängt, und dann merke ich so aus dem Augenwinkel, dass die Klasse grinst und sehe, wie der so hinter der Landkarte vorkommt und Grimassen schneidet. Und da drehe ich mich so um und sage: "Also, wenn Du mit mir schäkern willst, tust Du's besser nach der Stunde." Hatte ich natürlich die Lacher auf meiner Seite. In derselben Klasse habe ich später mal gesagt: „Also, ich finde es ja wunderschön, dass ihr

meine Schlagfertigkeit zu schätzen wisst. Aber wisst ihr, das hängt auch von meiner Tagesform ab. Wenn ich schlecht geschlafen habe oder daheim ist jemand krank, da ist mir einfach nicht nach Schlagfertigkeit und nach Witzen zumute. Ich bin ja auch nicht hier her bestellt, damit ich Euch meine Schlagfertigkeit beweise, sondern ihr sollt ja schließlich etwas lernen bei mir.“

Einmal, das hat mich gefreut, war da eine Lehrerin, die hat eine Kollegin abgelöst, und die kriegte also von dieser anderen Lehrerin eine zehnte Klasse, und von mir hat sie die neunte Klasse übernommen. Und die sagte eines Tages zu mir: „Frau Aust, Ihre Schüler können Vokabeln und Grammatik besser als die in der zehnten.“ Und da sage ich: „Ja, wissen Sie, ich pauke immer noch. Und wenn es die Schüler auch im Augenblick nicht einsehen, in der nächsten Klasse sind sie dankbar dafür.“ Und ich bin auch mit den Kollegen ganz gut ausgekommen.

Ich wollte Ihnen eigentlich erzählen von der Mutter, die in der sechsten Klasse und auch schon in der fünften sich darüber beklagt hat, dass ich immer noch Hausaufgaben gebe. Und es war auch so, dass ich kontrolliert habe, ob die Hausaufgaben gemacht waren. Ich sage auch meinen Referendaren: „Ich würde nie sagen, sie kommen ohne Strafen aus.“ Das sage ich: „Ich will Ihnen den Versuch nicht verbieten, aber ich warne Sie. Sie können streng anfangen und dann nachlassen, wenn die Kinder wissen, dass sie streng können. Aber so kameradschaftlich oder kumpelhaft anfangen, und dann, wenn Sie merken, es geht nicht, dann die Zügel straffer anziehen, das ist nicht möglich.“ Ja, da war diese Frau, die ich vielleicht doch noch anrufe. In der Mittelstufe, da hatte ich die Klasse wieder, ich weiß gar nicht mehr, ob es einen bestimmten Anlass gab, jedenfalls kam sie zu mir, und da sagt sie: „Frau Aust, machen Sie es immer noch so, dass sie regelmäßig Hausaufgaben aufgeben? Also meine Tochter, die ist so abgefallen in der Mittelstufe. Ich möchte wissen, ob ich davon ausgehen kann, Sie hat Hausaufgaben auf. Wenigstens bei Ihnen.“ Und da dachte ich, dass jemand sagt: „Sie hatten recht“. Das ist ganz selten, und das möchte ich der Frau eigentlich immer mal sagen, aber es kommt mir irgendwie blöd vor, sie anzurufen und zu sagen: "Wie geht's eigentlich Ihrer Tochter? Wissen Sie, dass ich mich noch gerne an Sie und an Ihre Tochter erinnere?“

17. Lehrerin am gleichen Gymnasium wie die Kinder

Ich habe angefangen am Keplergymnasium und war da glücklich. Dann kam ich ans Uhlandgymnasium. Ich wollte gar nicht dahin, weil bereits meine Älteste am Uhlandgymnasium war und ich dachte, an der gleichen Schule sein – nein danke. Aber damals war die Situation so, dass man gesagt hat: „Also entweder Sie nehmen das Uhlandgymnasium an oder es ist nichts.“ Da habe ich es angenommen. Die erste, meine Tochter, da gab's intellektuell gar keine Schwierigkeiten mit ihr, nur: sie hat dieses Latein zuerst überhaupt nicht ernst genommen. Sie hat in der ersten Arbeit, glaube ich, eine sechs geschrieben und der Lehrer hat drunter geschrieben: „Das hätte ich nicht von Dir erwartet“. Aber beim Zweiten, dem Älteren, da habe ich in einem bestimmten Alter dann mal gesagt, ob er nicht doch wechseln sollte aufs Keplergymnasium, weil ihm also Latein von Anfang an Schwierigkeiten bereitete. Dann, wie das Griechisch anfang, das war beinahe eine Katastrophe.

Und da hat einmal ein Lehrer in der kleinen Pause – man rennt von einem Klassenzimmer zum anderen – so gesagt: „Also Ihr Jochen hat doch wieder eine Fünf geschrieben.“ Da habe ich dann in der nächsten Konferenz, wo alle Kollegen da waren, gesagt: „Also jetzt möchte ich mal ein Wort an alle Kollegen richten: Wenn eines meiner Kinder in der Schule entweder sich schlecht benimmt oder aber in den Noten miserabel ist rufen Sie mich bitte zu Hause an. Zu Hause bin ich Mutter und ganz Ohr aber nicht hier in der Schule. Wenn mein Kopf voll ist von den Eindrücken der letzten Stunde und voll von dem, was ich in der nächsten Stunde will.“ Aber dieses Trennen. Ich habe einmal einen Kollegen überhaupt nicht verstanden, jedenfalls war ich geradezu entgeistert. Im Geschichtsunterricht habe ich auch so meine Methode gehabt und das hat manchen Eltern nicht gefallen. Aber ich hatte da eine besondere Art zu prüfen und habe vorher gesagt: "Also, wer eine vier haben will, muss mindestens das und das und das können, und wer eine drei haben will, sollte auch noch das können, was ich ins Hausheft Geschichte diktiert habe. Und wer gut ist, der soll sich auch noch außerhalb ein bisschen auskennen, was im Buch steht und so weiter." Und ich musste dem Sohn eines Kollegen eine Fünf geben. Und der Kollege kommt zu mir und er sagt: "Frau Aust, das macht man unter Kollegen einfach nicht." Dass man einem Kollegenkind eine fünf gibt in dem Fach, das gehört sich sozusagen nicht. Hab ich damals gedacht, was sind das für Leute, wo also diese Vetterleswirtschaft so weit geht. Ich dachte dann aber: „Vielleicht hast du es ganz

falsch verstanden. Vielleicht hat der Kollege gemeint, ohne dass du ihm vorher einen Tipp gibst: „Sie, ihr Sohn ist in Geschichte so schlecht, wollen Sie da nicht ein bisschen Druck dahinter bringen, dass ich ihm wenigstens mit Recht eine Vier geben kann?“ Vielleicht hat er das gemeint, das macht man so nicht.

18. Andere Verstehen

Man kann auch einen Kollegen falsch einschätzen, nur weil man seine Nase nicht mag oder die Art nicht mag, wie er spricht, was auch immer. Da muss ich sagen, da lerne ich heute noch dazu. Denn es fällt mir schwer, bei Menschen, die ich mag, die mir einfach sympathisch sind, Meinungen festzustellen, mit denen ich überhaupt nicht klar komme. Und es ist dann auch das Verhältnis nicht so, dass ich mich mit ihnen unterhalten könnte. Ich kann mich nicht einfach nur um Verstehen bemühen. Wenn es jemand ist, der mich irgendetwas angeht, den kann ich fragen. „Ja, so hab ich das noch nie gesehen. Vielleicht, wenn ich das mehr in Betracht ziehe, dann kann ich vielleicht doch verstehen, warum Sie diese Meinung haben oder jene.“ Einmal dieses „Gut Gemeint ist noch lange nicht gut.“ Es geht darum, die Meinung der anderen auch dann zu respektieren, wenn man sie nicht versteht. Und ich muss sagen, das fällt mir schwer. Also ich versuche es immer, wenn es möglich ist, wenn es also Leute sind, die mir wirklich nahe stehen.

Es steht mein 85. Geburtstag an. Es gab eine Zeit, da hatte ich richtig Angst davor. Weil, so wie ich augenblicklich schlecht dran bin, so strengt mich alles furchtbar an. Auch freudige Ereignisse strengen an. Und da habe ich gedacht: „Um Gottes willen, dann werden sie das machen und dann werden sie das machen, und du musst dich freuen drüber, auch wenn du denkst, also ich würde lieber was ganz anderes tun. Aber das, was du eigentlich möchtest, so wie du verliebt bist in bestimmte Sprüche oder diese entzückenden Zeichnungen, wundervoll!“ Darüber sprechen, das würde mir Spaß machen. Oder ich bin auf eine Sache gekommen, da kann ich den Enkeln mal sagen: „Bitte erzählt mir doch, was ihr gerne lest oder irgendwas was Euch aus Eurer Schulzeit haften geblieben ist, das interessiert mich immer noch. Gibt es ein Buch, das ihr in der Schule gelesen habt, was ihr heute noch mal lesen würdet, wenn ihr Zeit hättet, das möchte ich sie fragen. Noch lieber meine Kinder.“